

(G)

Markus Beile

ERNEUERN ODER UNTERGEHEN

Evangelische Kirchen
vor der Entscheidung



»Nach zwanzig Jahrhunderten haben sich so viele Anschauungen geändert, dass wir religiös in eine andere Haut schlüpfen müssen. Die Formeln haben sich verengt und verhärtet: Sie behindern uns und erregen uns nicht mehr. Um weiter zu leben, müssen wir uns häuten.«*

Teilhard de Chardin

* Teilhard de Chardin, Mein Glaube, 1934, S. 114

INHALT

| | |
|--|------------|
| Vorwort..... | 7 |
| | |
| I. DIE SITUATION DES PROTESTANTISMUS | 11 |
| Gesellschaftliche Veränderungen..... | 12 |
| Das Christentum in der heutigen Gesellschaft | 19 |
| Der Bedeutungsverlust des Christentums im Laufe der letzten Jahrzehnte..... | 22 |
| Das Christentum in der spätmodernen Gesellschaft: Vier Glaubentypen | 26 |
| Reaktionen der protestantischen Kirche auf ihren Bedeutungsverlust | 32 |
| Auf der Suche nach Lösungen | 46 |
| | |
| II. KENNZEICHEN EINES ZUKUNFTSFÄHIGEN PROTESTANTISMUS | 55 |
| Ansatz und grundlegende These | 56 |
| 1. KAPITEL: LEBENSWELTORIENTIERTE KIRCHE | 58 |
| 2. KAPITEL: TRADITIONSBEZOGENE KIRCHE | 67 |
| 3. KAPITEL: PLURALITÄTSFÄHIGE KIRCHE | 80 |
| 4. KAPITEL: ÜBERSETZENDE KIRCHE | 109 |
| 5. KAPITEL: INHALTLICH PROFILIERTE KIRCHE | 136 |
| 6. KAPITEL: REUMÜTIGE KIRCHE..... | 161 |
| 7. KAPITEL: GEMEINSCHAFTLICHE KIRCHE | 171 |

| | |
|---|-----|
| 8. KAPITEL: GLAUBWÜRDIGE KIRCHE | 185 |
| 9. KAPITEL: SPIRITUELLE KIRCHE | 200 |
| 10. KAPITEL: BILDENDE KIRCHE..... | 246 |
| 11. KAPITEL: PLANMÄßIG SICH ENTWICKELNDE KIRCHE..... | 272 |
| 12. KAPITEL: ÖFFENTLICHE KIRCHE..... | 306 |
| | |
| III. UNTERGANG ODER AUFERSTEHUNG DES PROTESTANTISMUS | 317 |
| | |
| Danksagung..... | 327 |
| Anmerkungen..... | 329 |

VORWORT

Vor einiger Zeit fuhr ich mit der Bahn zu einem dienstlichen Termin. Der Zug war nur spärlich gefüllt. Nach einer Weile kam eine junge Frau ins Abteil und setzte sich mir gegenüber. Wir kamen miteinander ins Gespräch, begannen mit freundlichen Eingangsfragen, hielten uns dann eine Weile bei politischen Themen auf und landeten schließlich bei grundsätzlichen Lebensfragen. Immer wieder stellten wir fest, dass wir in vielerlei Hinsicht auf einer Wellenlänge lagen. Irgendwann fragte sie mich nach meinem Beruf. Ihr irritierter Blick machte offenkundig, dass sie mit der Antwort, dass ich Pfarrer sei, nicht gerechnet hatte. Sie hatte mich wohl für einen modernen, vernünftigen Menschen gehalten ... Die Verstörung, die ich durch meine Antwort hervorgerufen hatte, führte dazu, dass unsere Unterhaltung unversehens ins Stocken und dann ziemlich rasch an ihr Ende kam.

Dieses Erlebnis ist kein Einzelfall. Mir ist es schon öfter begegnet, dass ich mit interessanten Leuten ins Gespräch komme, die dann, wenn ich meinen Beruf nenne, merklich von mir abrücken. Kirche ist in den Augen dieser Gesprächspartner eine vergangene, verblichene Institution, die mit ihrem Lebensgefühl und ihren Lebensfragen nichts zu tun hat. Die nicht in die moderne Zeit passt.

Dass viele Menschen heute diese Sichtweise teilen, spiegelt sich in den hohen Austrittszahlen, die die katholische wie auch die evangelische Kirche in den westlichen Industriegesellschaften Europas schmerhaft trifft.

Haben die evangelischen Kirchen überhaupt noch eine Zukunft? Die harte Entscheidung, vor der die evangelischen Landeskirchen in Deutschland und der Schweiz, den Stammländern der Reformation, stehen (und um sie geht es mir, wenn ich verallgemeinernd von der evangelischen oder

protestantischen Kirche bzw. dem Protestantismus spreche), heißt meines Erachtens: erneuern oder untergehen. Wenn wir so weitermachen wie bisher, wird es uns bald nicht mehr geben. Um eine reelle Überlebenschance zu haben, braucht es eine tiefgreifende Reform und nicht nur ein paar Schönheitsreparaturen. Aus unserer Entstehungsgeschichte wissen wir eigentlich, wie wichtig es ist, eingeschliffene Gewohnheiten und Sichtweisen radikal infrage zu stellen. Aber dieses Wissen scheint uns verloren gegangen zu sein.

Die Zeit drängt. In zwanzig, dreißig Jahren wird es für einen fundamentalen Erneuerungsprozess zu spät sein. Welche Veränderungen ich mir als aufgeklärter, postmoderner Theologe¹ dabei vorstelle, darum soll es in diesem Buch gehen.

Es besteht aus drei Teilen: Im ersten, eher kurzen Teil stelle ich die dramatische Lage dar, in der sich der Protestantismus in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz befindet. Wenn Ihnen diese bereits zur Genüge vertraut ist, können Sie direkt zum zweiten Teil des Buches übergehen.

In diesem, dem Hauptteil des Buches, formuliere ich in einer These, worin meiner Meinung nach die Zukunftsfähigkeit des Protestantismus besteht. Ich skizziere zwölf Merkmale einer zukunftsfähigen Kirche und leite daraus die aus meiner Sicht notwendigen Maßnahmen ab. Vielleicht schmecken Ihnen meine – durchaus weitreichenden – Vorschläge nicht und Sie sehen die Lösung der Probleme in einer ganz anderen Richtung. Dann lassen Sie uns darüber ins Gespräch kommen! Denn das ist meine eigentliche Absicht: mit meinen Überlegungen einen längst überfälligen Diskussionsprozess anzustoßen.

Im dritten und letzten Teil präsentiere ich in einer visionären Skizze, wie ich mir eine zeitgemäße protestantische Kirche konkret vorstelle. Wer wissen will, in welche Richtung meine Überlegungen gehen, dem sei empfoh-

len, diesen Teil zuerst zu lesen und anschließend zu verfolgen, wie ich zu dieser Sicht einer Kirche der Zukunft komme.

Noch ein paar lesetechnische Hinweise:
Sie werden merken, dass sich manche Kapitel bzw. Passagen des Buches leicht lesen lassen, andere hingegen etwas komplizierter sind. Ich hoffe, Sie kommen damit gut zurecht und empfinden den Wechsel sogar als willkommene Abwechslung.

Außerdem werden Sie feststellen, dass ich manche Themen im Verlauf des Buches wiederholt aufgreife. Das geschieht in voller Absicht. Mir geht es darum, aus unterschiedlichen Perspektiven einen Blick auf die zentralen Herausforderungen des Christentums zu werfen. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein schreibt in der Einleitung zu seinen »Philosophischen Untersuchungen« von der Natur der Untersuchung, die dazu zwingt, »ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen«². Eine ähnliche Anlage der Überlegungen erwartet Sie auf den nächsten 320 Seiten.

Die zahlreichen Anmerkungen dienen nicht nur dazu, die aufgeführten Zitate zu belegen, sondern enthalten auch ergänzende Gedanken bzw. zeichnen meine Überlegungen ein in das Geflecht wissenschaftlicher Überlegungen und Ansätze. Das Buch lässt sich jedoch ohne Weiteres – und entspannter – unabhängig von den Anmerkungen lesen.

Sie werden in dem Buch deutlich konturierte Positionen und klare Abgrenzungen vorfinden. Diese sind schärfster und eindeutiger formuliert, als ich eigentlich denke. Für Sie als Lesende macht es die Lektüre jedoch einfacher – und mich angreifbarer.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre,
Ihr Markus Beile



I.

DIE SITUATION DES PROTESTANTISMUS

GESELLSCHAFTLICHE VERÄNDERUNGEN

Vor Kurzem war ich wieder einmal in der Stadt, in der ich vor mehr als 35 Jahren mein Abitur gemacht habe. Als ich durch die Gassen der Altstadt schlenderte, kam mir alles so vertraut vor, als ob ich nie weg gewesen wäre. Der Marktplatz, die Gasthäuser, die Treppe hinauf zur Burg: Alles war wie früher. Selbst die Bäckerei, in der wir regelmäßig eingekauft haben, gab es noch. Die Häuser der Altstadt werden wie damals vom Turm der evangelischen Stadtkirche überragt. Im Großen und Ganzen, so schien es mir für einen Moment, hat sich nichts verändert.

Doch dieser Eindruck trügt! Auch wenn äußerlich vieles an die Zeit von damals erinnert: Die Welt ist eine andere geworden. Die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte sind tiefgreifend und wirken zurück auf das Selbst- und Wirklichkeitsverständnis jedes Einzelnen – auch wenn dies nicht allen gleichermaßen bewusst ist. In den größeren Städten sind die gesellschaftlichen Veränderungen unübersehbar. Aber auch auf dem Land machen sie sich bemerkbar, wenngleich vielleicht erst auf den zweiten Blick. Schlagwortartig lassen sich die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte folgendermaßen benennen:

PLURALISIERUNG

Unsere Gesellschaft ist in vielerlei Hinsicht plural geworden.

Sie ist gekennzeichnet durch eine Vielfalt von Weltansichten.¹ Das war früher anders. Im Mittelalter hatte – zu-

mindest offiziell – die Kirche die Deutungshoheit für alle wichtigen Lebensbereiche. Dieses Monopol ist im Lauf der Zeit verloren gegangen; das Zeitalter der Aufklärung spielte dabei eine wichtige emanzipatorische Rolle.

Die vielen verschiedenen Weltsichten, die die europäische Gesellschaft heute prägen, haben unterschiedlichen Charakter und sind in sich vieldimensional. Es gibt die naturwissenschaftliche Weltsicht, die marktwirtschaftliche Weltsicht, die Weltsichten der Kunst und Poesie, politisch-gesellschaftliche Weltsichten (Demokratie, Marxismus u. a.), religiöse Weltsichten (Christentum, Buddhismus, Esoterik usw.) und viele weitere. Alle haben sie einen Wahrheitsanspruch, jede auf ihre Weise. Es liegt am Einzelnen, ihnen einen Wahrheitswert zuzumessen – oder auch nicht. Während einige dieser Weltsichten, vor allem die naturwissenschaftliche, die marktwirtschaftliche und mit Einschränkungen auch die demokratische Weltsicht, in ihrer Geltung weithin unumstritten sind und die spätmoderne Gesellschaft entsprechend prägen, gelten andere Weltsichten aus Sicht der Mehrheit als optional beziehungsweise sind in ihrem Wahrheitsanspruch angefochten.

Auch Werte und Lebenseinstellungen haben sich pluralisiert. Das früher dominante Familienmodell, bestehend aus Vater, Mutter und (zwei) Kindern – um ein Beispiel zu nennen –, wurde abgelöst von einer Vielzahl von Lebensformen: Es gibt immer mehr Singles und Patchworkfamilien und gleichgeschlechtliche Lebensformen sind gesellschaftlich anerkannt.

Die Pluralisierung zeigt sich auch in der zunehmenden Multikulturalität unserer Gesellschaft: Über zehn Millionen Menschen mit Migrationshintergrund leben in Deutschland – so viele wie nie zuvor.

TECHNISIERUNG

Die rasante technische Entwicklung der letzten Jahrzehnte bestimmt unser Leben immer mehr. Waren noch vor 30 Jahren Telefon, Fernsehen und Radio die vertrauten Kommunikationsmittel, so ergibt sich heutzutage eine völlig neue Situation: Internet und Smartphone ermöglichen es, überall und jederzeit erreichbar zu sein und auf alle aktuellen Informationen zurückgreifen zu können. Medien informieren jedoch nicht nur, sie unterhalten, dienen der Kommunikation und eröffnen virtuelle Welten. Die Nutzung der Medien nimmt beständig zu. Ihre Rolle ist kaum zu überschätzen: Sie vermitteln uns immer mehr das, was wir »Welt« nennen, und filtern bzw. strukturieren unsere Erfahrungen (dies kommt nicht zuletzt in der Diskussion um »Fake News« zum Ausdruck).

Welche Entwicklungen aufgrund einer fortschreitenden Automatisierung und Digitalisierung noch auf uns zukommen, lässt sich kaum absehen. In der Industrie zeichnet sich eine fortschreitende Digitalisierung der Fertigungstechnik ab (»Industrie 4.0«). Die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung liegt zunehmend in der Hand weniger digitaler Großkonzerne (Google, Amazon, Apple, Facebook). Derzeit wird die Gefahr einer universellen Überwachung heftig diskutiert. Zusätzlich rückt das Thema »Künstliche Intelligenz« in den Fokus. Möglicherweise steht uns auch eine »Datenreligion« bevor, die die komplette Wirklichkeit nach algorithmischen Maßstäben bewertet und eine hohe Eigendynamik gewinnt.²

GLOBALISIERUNG

Noch vor 30 Jahren waren Politik und Wirtschaft in erster Linie national orientiert. Dies hat sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Die internationalen Verflechtungen nehmen in allen Lebensbereichen zu. Damit steigt der ökonomische Druck. Die Leistungskraft der nationalen Wirtschaft muss sich auf dem Weltmarkt beweisen.

Auch in unserer Wahrnehmung ist die Welt ein globales Dorf geworden. Ob ein Regierungswchsel in den USA ansteht, ein Taifun über die Philippinen zieht oder ein afrikanisches Land ins politische Chaos gerät: Zu jeder Stunde bringen uns die Nachrichten auf den neuesten Stand, und wer will, kann sich jederzeit im Internet oder auf Fernsehkanälen informieren, die rund um die Uhr Nachrichten aus aller Welt senden.

ÖKONOMISIERUNG

Bestimmender Faktor unserer Gesellschaft ist der omnipräsente Markt: Bezug sich dieser früher auf den engeren Bereich von Gütern und Waren, so dringt er in heutiger Zeit in alle Bereiche der Gesellschaft (Medizin, Medien, Kunst, Familie, Politik, Recht, Bildung, Wissenschaft) vor. Der Patient wird zum Kunden. Moderne Kunst wird als Geldanlage betrachtet, dabei werden irre Summen ausgegeben. Die öffentlich subventionierte Kultur steht hingegen unter einem immer größeren Rechtfertigungsdruck. Das ökonomische Prinzip des »Immer mehr« wirkt sich auch auf Arbeit und Freizeit der Einzelnen aus. Selbst die Partnerwahl wird vermehrt unter dem Gesichtspunkt einer Investition mit erwartbarer Rendite betrachtet. Das wirtschaftliche System hinter all diesen

Phänomenen ist der Kapitalismus, der sich inzwischen auch in den kommunistischen und ehemals kommunistischen Ländern durchgesetzt hat.

VERSCHÄRFTE POLITISCH-GESELLSCHAFTLICHE KONFLIKTLAGEN

Die Globalisierung und Ökonomisierung der Welt hat politisch-gesellschaftliche Entwicklungen zur Folge, die in ihrer Schärfe und Dramatik vor 30 Jahren kaum absehbar gewesen sind. Der Raubbau an der Natur hat massive Konsequenzen, was sich vor allem im Klimawandel deutlich dokumentiert. Die Schere zwischen arm und reich klafft immer weiter auseinander – nicht nur global, sondern auch innerhalb der Industrieländer. Kriege gehören wieder zur Tagesordnung, selbst in Europa. Dabei spielen die Religionen häufig eine problematische Rolle. Kriege, die Folgen des Klimawandels und Armut führen zu großen Migrationsbewegungen Richtung Europa.

FLEXIBILISIERUNG

Organisationen und Personen müssen sich einer sich rasch verändernden Welt immer wieder neu anpassen. Das bedeutet für das Management von Wirtschaftsunternehmen eine stete Herausforderung. Leiharbeit und Zeitverträge tragen dieser Entwicklung Rechnung, projektbezogenes Arbeiten ist gefordert. Von Arbeitnehmern wird Flexibilität hinsichtlich der Arbeitszeit und des Arbeitsortes sowie permanente Erreichbarkeit erwartet. Lebenslanges Lernen ist selbstverständlicher Bestandteil

einer Berufsbiografie. Menschen sind kaum mehr ein ganzes Leben bei einer Firma angestellt. Das bringt häufige Umzüge mit sich – und die Notwendigkeit, sich immer wieder neu einzuleben.

VERMINDERTE POLARITÄT

Die Freizeitbereich übernimmt die Rolle einer Art Gegenwelt zur Arbeit, die das Leben Berufstätiger immer mehr bestimmt. Ausspannen oder aktive Freizeitgestaltung, allein oder mit der Familie bzw. Freunden, in virtuellen Welten unterwegs sein, einkaufen gehen oder Events besuchen: Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, den Feierabend, das Wochenende oder den Urlaub zu nutzen. Der Wunsch, etwas Besonderes zu erleben, ist ausgeprägt. Entsprechend steigen die Anforderungen an das Freizeitangebot: Man ist bereit, viel Geld auszugeben und weite Entfernung zurückzulegen, erwartet im Gegenzug aber auch ein entsprechendes Erlebnis.

Während die einen versuchen, ihre Freizeit hermetisch gegenüber der Arbeit abzuschotten, lassen die anderen – und ihre Anzahl steigt beständig – bewusst zu, dass die Arbeit immer mehr in ihre Freizeit eingreift.

GESTEIGERTE MOBILITÄT

Mobilität ist eine Grundsignatur unserer Gesellschaft. Die tägliche Fahrt zum Arbeitsplatz und zurück, die für manche mehrere Stunden dauert, die Fahrten, die man in der Freizeit zurücklegt: All das ist zeitintensiv. Statistisch gesehen, verbringt ein deutscher Bürger durchschnittlich rund zweieinhalb Jahre seines Lebens im Auto.

INDIVIDUALISIERUNG

In der unendlichen Vielzahl von Weltsichten, Arbeitsbereichen und Freizeitaktivitäten muss jeder seinen individuellen Weg finden. Vorgaben gibt es immer weniger, Handlungsoptionen immer mehr.

War die Lebenswelt früher geprägt durch klar bestimmbar soziale Gruppierungen (ständische Gesellschaft), ist sie in den letzten Jahrzehnten immer unübersichtlicher geworden. Ähnlichkeiten anhand von Wertorientierungen, Lebenszielen und Lebensweisen bzw. -stilen werden mithilfe des Milieubegriffs gekennzeichnet.

INSZENIERUNG

Reichte es früher, für ein Dorf- oder Stadtteilfest ein paar Bänke sowie Essen und Getränke bereitzustellen oder ein Lokal für eine private Hochzeitsfeier zu reservieren, so genügt das heute den Erwartungen kaum mehr. Anlässe und Feste werden heute mit zum Teil erheblichem Aufwand inszeniert. Im professionellen Bereich hat sich der Berufszweig des Eventmanagements etabliert und Maßstäbe gesetzt, an dem sich auch nichtprofessionelle Festausrichtende orientieren (müssen). Die Bewerbung und Gestaltung eines Anlasses ist dadurch eine zeitaufwändige und kostspielige Angelegenheit geworden.

Neben der Inszenierung von Festen und anderen Anlässen spielt auch die Selbstinszenierung eine wichtige Rolle. Wie ich mein Äußeres gestalte, wie ich mich gebe und darstelle – darin bin ich erkennbar und danach sollen die anderen mich beurteilen. Diese Selbstinszenierung findet vor allem auch im Internet statt. Dabei wird vermehrt mit verschiedenen Identitäten experimentiert.

DAS CHRISTENTUM IN DER HEUTIGEN GESELLSCHAFT

Ich habe ein paar Faktoren zusammengetragen, die unsere Gesellschaft heute prägen. Welche Rolle spielt nun das Christentum in ihr, das noch im Mittelalter in Mitteleuropa die alleinige Deutungshoheit innehatte?

In dem Ort, an dem ich einst Abitur gemacht habe, überragt, äußerlich gesehen, die Stadtkirche weiterhin die Häuser der Altstadt. Aber der äußere Eindruck trügt. Nur wenige, vor allem ältere Menschen nehmen noch aktiv am kirchlichen Leben teil. Und das ist nicht nur in dieser Kleinstadt so, sondern eher der Normalfall. Das Christentum in Deutschland und der Schweiz verliert überall an Boden. Die folgenden Wahrnehmungen sind eine beispielhafte Auswahl aus den vielen Beobachtungen, die ich mache:

- Gehe ich in eine größere, gut sortierte Buchhandlung, finde ich kaum noch christliche Literatur. Wenn ich fündig werden möchte, muss ich meist in den Regalen unter den Rubriken »Esoterik« oder »Ratgeber« schauen. Am ehesten verkaufen sich noch die Bücher, die die Kirchen und den christlichen Glauben kritisch betrachten.
- Vermehrt werden am Sonntagvormittag sportliche Aktivitäten durchgeführt und kulturelle Veranstaltungen platziert. Verkaufsoffene Sonntage nehmen überall zu.
- Lese ich die Todesanzeigen in der Zeitung, finde ich darin – anders als früher – kaum noch einen Bibelvers. Stattdessen werden Sinsprüche verwendet, die zum Ausdruck bringen, dass man den Toten schmerzlich vermisst und er in den Herzen der Angehörigen weiterlebt.

- Als ich – mitten im Advent – in der Stadtkirche meiner Heimatstadt am Sonntagsgottesdienst teilnahm, waren außer mir gerade noch weitere 21 (!) Menschen anwesend, außer mir alle jenseits der Siebzig. Früher war die Kirche regelmäßig gut gefüllt.
- Viele Kinder in meinem Religionsunterricht kennen Geschichten aus der Bibel nicht mehr, die früher kulturelles Allgemeingut waren. Vor Kurzem fragte ein Mädchen, was »Beten« sei. Sie hatte keine Vorstellung, was man darunter versteht.

Dieser Reigen an persönlichen Eindrücken wird von handfesten Zahlen und prominenten Äußerungen unterfüttert:

- Jedes Jahr treten in Deutschland durchschnittlich mehr als eine Viertelmillion Menschen aus den beiden Großkirchen aus (und im Verhältnis dazu sehr wenige ein).
- Der traditionelle konfessionelle Religionsunterricht an staatlichen Schulen wird gesellschaftlich immer mehr hinterfragt. Viele Schülerinnen und Schüler wechseln in das alternativ angebotene Fach »Ethik«.
- Durchschnittlich 3,7 Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder Deutschlands nehmen an einem normalen Sonntagsgottesdienst teil. Anders gesprochen: 96,3 Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder (nicht der Bundesbürger insgesamt!) nehmen an einem normalen Sonntagsgottesdienst *nicht* teil.
- Wolfgang Huber, ehemaliger oberster Repräsentant der evangelischen Kirche in Deutschland, spricht davon, dass wir »es in vielen Hinsichten mit einem weittragenden Traditionabbruch zu tun (haben). Dieser Traditionabbruch betrifft in besonderer Weise die beiden bislang dominierenden christlichen Kirchen, die evangelische noch immer mehr als die katholische.«¹

Das folgende Foto bringt den Relevanzverlust des Christentums bildlich zum Ausdruck:



Foto: New York, Wallstreet, Trinity Church, © Kamira – shutterstock.com

Die Häuser rechts und links der Straße sind der Kirche buchstäblich über den Kopf gewachsen und zwängen sie von allen Seiten ein. Sie wirkt wie ein Relikt aus einer vergangenen Welt. Man muss schon genau hinschauen, um sie nicht zu übersehen.

Wie ist es dazu gekommen? Was hat dazu geführt, dass die Kirchen im zentralen Europa einen solch massiven Bedeutungsverlust erlitten haben und weiter erleiden?

DER BEDEUTUNGSVERLUST DES CHRISTENTUMS IM LAUFE DER LETZTEN JAHRZEHNT

Im Jahr 2014 wurden unter dem Titel »Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft« die Ergebnisse einer groß angelegten empirischen Untersuchung zur Religiosität in der Schweiz publiziert.¹ Sie war ein Gemeinschaftsprojekt einer Lausanner und St. Galler Forschungsgruppe und ist die dritte eidgenössische Studie ihrer Art.

Der Auswertungsband stellt nicht nur die Ergebnisse der Untersuchung vor, sondern zeichnet auch die Entwicklung des Christentums in den letzten 50 Jahren nach. Die Verfasser sind sich der spezifischen regionalen Situation ihres Untersuchungsbereichs durchaus bewusst. Sie sind jedoch aufgrund des Vergleichs mit der internationalen Literatur der Auffassung, dass »zumindest die allgemeinen Mechanismen, die wir beschreiben, durchaus für die meisten westeuropäischen Gesellschaften verallgemeinert werden können«².

Folgende Faktoren spielen ihrer Meinung nach bei der Entwicklung des Christentums seit dem 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle³:

DAS CHRISTENTUM IN DER INDUSTRIELLEN GESELLSCHAFT (19. BIS MITTE DES 20. JAHRHUNDERT)

In der industriellen Gesellschaft kam es unter den maßgebenden politischen und gesellschaftlichen Gruppen, zu denen auch die Kirchen gehörten, zu verschiedenen

Konflikten um Macht, Einfluss und Deutungshoheit.⁴ Dabei verloren die Kirchen ständig Funktionen und wurden innerlich geschwächt. Dieser Niedergang wurde allerdings nicht oder nur zum Teil gesellschaftlich bewusst. Die Menschen lebten bis zum Ende der 1950er-Jahre in der Vorstellung, eine christliche Gesellschaft zu sein.⁵

Die Zeit der industriellen Gesellschaft wird in den Erzählungen der älteren Befragten in der empirischen Untersuchung lebendig: Noch in den 1950er-Jahren gab es eine stark normierte religiöse Praxis. Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen waren selbstverständlich, Mess- und Gottesdienstbesuch waren insbesondere in katholischen Gegenden sozial erwartet. Religiöse Erziehung erschien notwendig und wurde notfalls mit Zwang durchgeführt. Ehepartner/innen wurden vor allem in der eigenen Konfessionsgruppe gesucht; gemischt-konfessionelle Heiraten waren ungern gesehen. Die bürgerlichen Geschlechterrollen waren religiös legitimiert, den Frauen wurde eine religiöse Praxis nahegelegt. Zugleich hielten die Männer weiterhin alle wichtigen Ämter in der Kirche besetzt.

DAS CHRISTENTUM IM ÜBERGANG ZUR ICH-GESELLSCHAFT (AB MITTE DES 20. JAHRHUNDERTS)

Mit den 1950er-Jahren vollzieht sich ein allmählicher Übergang von der industriellen Gesellschaft hin zur Ich-Gesellschaft. Das sogenannte »Wirtschaftswunder« erhöhte den Lebensstandard der Bevölkerung deutlich. Dies weitete die säkularen Optionen der Menschen extrem aus und setzte die Angebote der Kirchen unter Druck. Trotzdem blieben vorläufig die bürgerlichen

Geschlechterrollen, die Pflicht- und Akzeptanzwerte wie auch die Religiosität und der Konfessionalismus zumindest oberflächlich bestehen.

In den 1960er-Jahren kam es in fast allen westlichen Ländern zu einer kulturellen Revolution, die als Generationenkonflikt begann: Junge Menschen lehnten sich gegen die Älteren und deren – aus Sicht der Jüngeren – veraltete, spielerische und langweilige Lebens- und Wertvorstellungen auf. Dabei griffen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch die Kirchen an.

In der Folge setzte sich allmählich die Ich-Gesellschaft durch. Immer stärker galten Religion und Konfession als private und optionale Identitätsmerkmale, das Christentum wurde mehr und mehr als nur eine Religion unter anderen betrachtet. Da religiöse Praxis nicht mehr sozial erwartet wurde, sahen sich die religiösen Angebote in den Bereich der Freizeit gedrängt, wo sie in Konkurrenz zu anderen Formen von »Freizeitbeschäftigung« und »Selbstentfaltung« gerieten. Die Auswirkungen dieses Übergangs zur Ich-Gesellschaft spiegeln sich in den Ansichten der Befragten deutlich wider:

- Religiöse Praxis gilt als fakultativ. Die Befragten bewerten sie danach, ob sie ihnen etwas »bringe«.
- Analog wird die religiöse Sozialisierung der Kinder beurteilt: Die Eltern überlegen sich, welchen Nutzen eine religiöse Entwicklung und Erziehung im Vergleich zu anderen, säkularen Möglichkeiten aufweist. Außerdem möchten Eltern ihren Kindern nichts Religiöses »aufzwingen«, damit die Kinder die Möglichkeit haben, selbst auszuwählen.
- Bei der Partnerwahl ist Konfession normalerweise kein Auswahlkriterium mehr. Zivile und kirchliche Heirat sind keine notwendigen Voraussetzungen mehr für ein Zusammenleben von Lebenspartnern.

- Mit der Emanzipation der Frauen sind die bürgerlichen Geschlechterrollen großteils verschwunden. Frömmigkeit als konstitutives Element der weiblichen Geschlechterrolle gehört ebenso der Vergangenheit an wie die Barrieren, welche die Erwerbsarbeit von Frauen erschwerten. Damit sind wichtige Ursachen der hohen Religiosität der Frauen in der industriellen Gesellschaft beseitigt worden, und auch sie haben sich stark säkularisiert. Insbesondere in der Übergangszeit der 1960er- und 70er-Jahre hatten sie zunächst den Weg über alternative Spiritualität gesucht, um so einerseits spirituelle Bedürfnisse zu befriedigen und sich andererseits von bürgerlichen Geschlechterrollen emanzipieren zu können.
- Die religiöse Welt wird ganz allgemein immer mehr als Angebot betrachtet, die die Individuen nach Leistung und Preis beurteilen (Konsumorientierung).

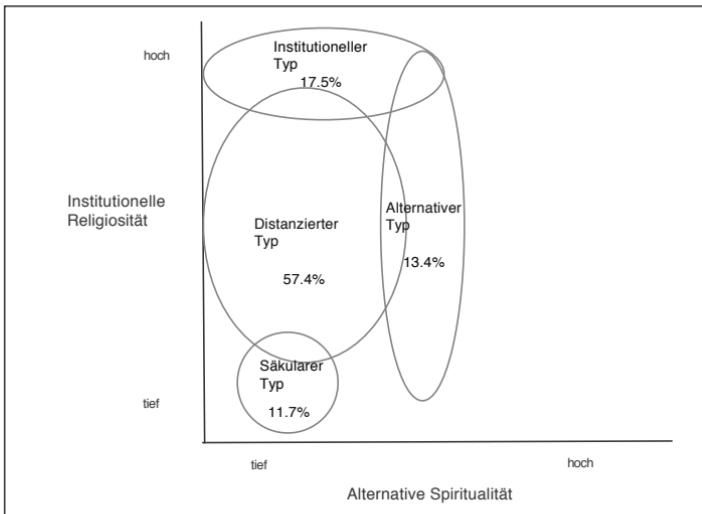
DAS CHRISTENTUM IN DER SPÄTMODERNEN GESELLSCHAFT: VIER GLAUBENSTYPEN

Um Ordnung in die Komplexität der individuellen religiösen Erfahrungen und Handlungen zu bringen, schlagen die Verfasser der Studie »Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft« eine Typologie vor, die ich im Folgenden vorstellen möchte.

Die Typologie basiert auf zwei Kriterien: der institutionellen Religiosität und der alternativen Spiritualität. Als institutionelle Religiosität wird eine individuelle, mit den Angeboten und Lehrinhalten christlicher Kirchen verbundene Religiosität bezeichnet. Alternative Spiritualität meint Glaubensinhalte und Praxisformen, die sich auf Angebote alternativ-spiritueller Anbieter beziehen und sich gleichzeitig von der Kirche abgrenzen.

Zeichnet man die vielfältigen religiösen Auffassungen¹ und Formen der Partizipation in eine zweidimensionale Tabelle ein, lassen sich vier Typen des (Un-)Glaubens unterscheiden²:

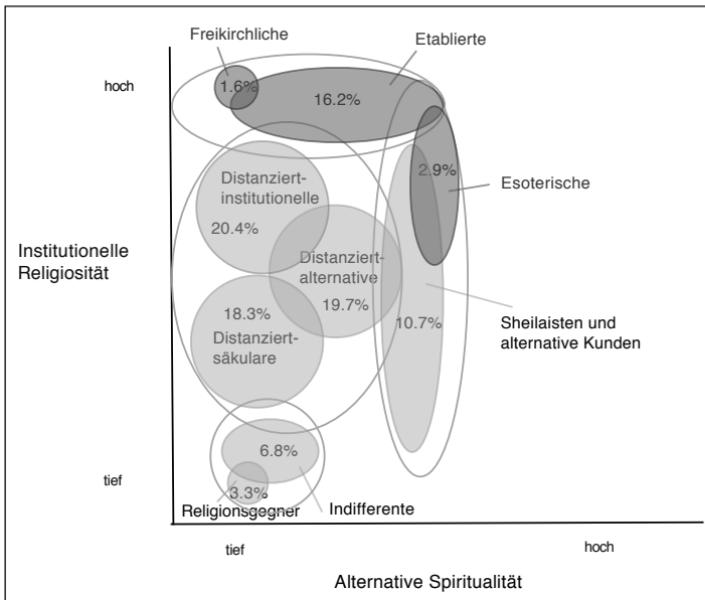
Grafik 3.1: Vier Typen (höhere Ebene)



Aus: Jörg Stoltz u.a.: Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)glaubens, Edition NZN, © Theologischer Verlag Zürich TVZ AG, Zürich 2014.

Nach dieser allgemeinen Bestimmung nehmen die Autoren eine Differenzierung vor, indem sie die Gesellschaft gleichsam aus tieferer Flughöhe betrachten.³ Dabei sind für unseren Zusammenhang im Bereich des institutionellen Typs die Subtypen »Freikirchliche« und »Etablierte« (die Mitglieder der Volkskirchen) von Bedeutung (während die Subtypen der anderen Bereiche für unseren Zusammenhang weniger wichtig sind).⁴

Grafik 3.2: Neun Subtypen: Aggregate und Milieus (tieferliegende Ebene)



Aus: Jörg Stoltz u.a.: *Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens*, Edition NZN, © Theologischer Verlag Zürich TVZ AG, Zürich 2014.

Zu Grafik 3.1 und 3.2: Die Prozentzahlen der Subtypen lassen sich aufgrund fehlender Werte nicht perfekt addieren, um zu den Prozentzahlen der Typen zu gelangen.

Wie sehen die Glaubensansichten und religiösen Praktiken (sofern vorhanden) der einzelnen Typen näherhin aus? Die Verfasser der empirischen Studie kennzeichnen sie folgendermaßen:

INSTITUTIONELLE

Die Institutionellen, die 17,5 % ausmachen, »messen dem christlichen Glauben und der christlichen Praxis im eige-

nen Leben einen großen Stellenwert zu [...] Institutionelle glauben an einen einzigen, persönlichen und überweltlichen Gott. Rund 99 % glauben (völlig oder eher), dass dieser Gott sich für jeden einzelnen Menschen interessiert, und die meisten sind überzeugt, dass das Leben nur durch Gott und Jesus Christus einen Sinn hat. 63 % der Institutionellen glauben an ein Leben nach dem Tod. Einige (vor allem die Freikirchlichen) sehen säkulare oder atheistische Einstellungen sehr kritisch und lehnen auch alternativ-spirituelle Überzeugungen vehement ab. Andere Institutionelle können säkulare Einstellungen akzeptieren und sind alternativer Spiritualität gegenüber manchmal sehr aufgeschlossen. Institutionelle weisen eine ausgeprägte religiöse Praxis auf, die meist im Zusammenhang mit den Vorstellungen und Angeboten der Kirchen und ihrer Kerngemeinden steht. Unter den Institutionellen gehen 72 % mindestens einmal im Monat in die Kirche, 69 % beten täglich.«⁵

ALTERNATIVE

Die unter dem Glaubentyp »Alternative« zusammengefassten Menschen (13,4 %) weisen holistische⁶ und esoterische Glaubensansichten und Praktiken auf. »Sofort erkennt man, dass schon das Vokabular im Vergleich zu den Institutionellen ein ganz anderes ist. Sie sprechen beispielsweise eher von ›Spiritualität‹ als von ›Religion‹, und es geht ihnen weniger um ›Glauben‹ als um ›Erfahrung‹ und ›Wissen‹. Rund 52 % der Alternativen sind der Meinung, dass es eine Wiedergeburt oder Reinkarnation des Menschen in verschiedenen Leben gebe. 58 % halten es für wahrscheinlich, dass es Personen gibt, die die Zukunft vorhersagen können. Alternative interessieren sich

für das Gesetz des Karma, Kontakte mit Engeln und Geistern, kosmische Energien, Chakren, Fähigkeiten geheimer Meister und die heilenden Kräfte von Steinen, Pflanzen, Kristallen oder Berührung/Handauflegung. Unter den Praktiken der Alternativen finden sich – neben der Lektüre esoterischer Literatur – Techniken der Wahrsagerei (Tarot, Channeling, Handlesen), geistliche Heilung (Schanmanen, Faiseurs du secret), Atem- und Bewegungstechniken (z.B. Tai-Chi, Kinesiologie, Alexander-Technik, Yoga, Meditation), Heilungstechniken, die über die Hände wirken (z.B. Reiki, Massage, Akupressur) und diverse andere Techniken und Rituale.«⁷

Drei grundlegende Eigenschaften ihrer Glaubensansichten (Wissen, Erfahrung) und Praktiken lassen sich erheben: »Holismus, Synkretismus (d.h. die Vermischung verschiedener Religionen, Konfessionen oder philosophischer Anschauungen) und Naturverbundenheit.«⁸

DISTANZIERTE

Die Distanzierten bilden die größte Gruppe in der Typologie (57,4 %). »Distanzierte glauben und praktizieren nicht nichts, sie haben gewisse religiöse und spirituelle Vorstellungen und Praktiken. Diese sind in ihrem Leben aber nicht besonders wichtig und/oder werden nur in seltenen Fällen aktiviert. Distanzierte glauben oft, dass es ›irgendetwas Höheres‹ oder irgendeine ›Energie‹ gibt, sie machen sich Gedanken über den ›Sinn des Lebens‹ oder die ›Reinkarnation‹, aber sehr viel spezifischer können oder wollen sie nicht werden. Distanzierte gehen vielleicht an großen Festen (v.a. Weihnachten) in die Kirche, aber ansonsten zieht es sie nicht in die Gotteshäuser. Sie verwenden vielleicht die eine oder andere alternative

Technik (z.B. Yoga, Reiki, Wahrsagen), aber sie messen dieser meist keine besondere spirituelle Dimension bei. Distanzierte bezeichnen sich meist als Mitglieder einer der großen Konfessionen und bezahlen dementsprechend Kirchensteuern – aber die Konfessionszugehörigkeit hat bei ihnen lebenspraktisch keine große Bedeutung. Die Kirchen, sagen die Distanzierten, bringen ihnen persönlich nicht viel, aber sie spüren noch einen Rest an Verbundenheit, der sie am Austritt hindert.«⁹

SÄKULARE

»Die vierte Gruppe sind die Säkularen mit einem Anteil von 11,7 %. Hier handelt es sich um Personen ohne jede religiöse Praxis und ohne religiöse Glaubensüberzeugungen. Rund 44 % der Säkularen behaupten, nicht an Gott zu glauben, 83 % betrachten die Kirchen für sich persönlich nicht als wichtig, 73 % gehen nie in die Kirche, und rund 50 % sind vollständig einverstanden mit der Aussage, dass Religionen eher zu Konflikt als zu Frieden führen. Das alles heißt nicht, dass diese Personen ohne philosophische Überzeugungen wären – ganz im Gegenteil. In diesem Typus finden wir Personen mit oft sehr klaren Ansichten zu allgemeinen Fragen wie der Entstehung des Menschen, Fragen gesellschaftlicher Gerechtigkeit und Sinn des Lebens. Nur sind die Antworten nicht oder sogar anti-religiös.«¹⁰

Diese Typologie lege ich meinen folgenden Überlegungen zugrunde. Ich gehe davon aus, dass sie auch für den bundesdeutschen Kontext eine sinnvolle Klassifizierung der verschiedenen Glaubensansichten – auch innerhalb der Volkskirchen – darstellt.

REAKTIONEN DER PROTESTANTISCHEN KIRCHE AUF IHREN BEDEUTUNGSVERLUST

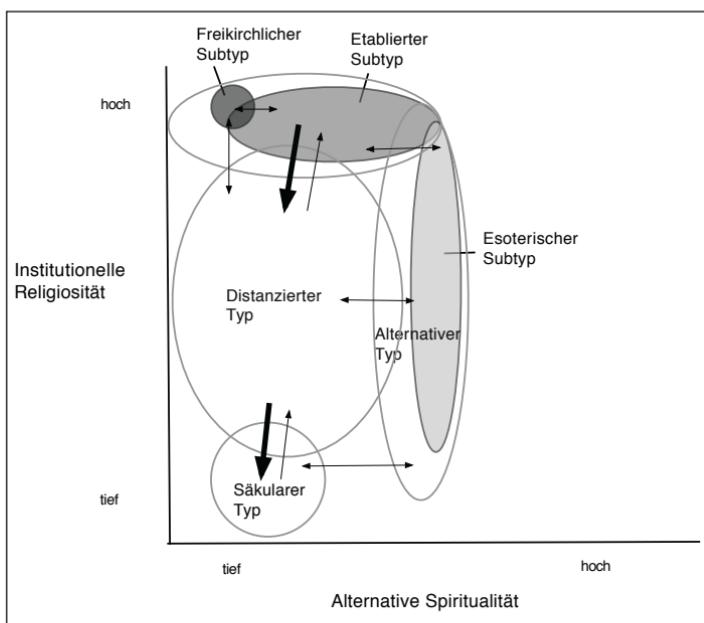
Die Situationsbeschreibung der vorgestellten empirischen Untersuchung enthüllt die dramatische Lage, in der sich die reformierte Kirche in der Schweiz befindet. Nicht viel besser geht es den protestantischen Landeskirchen in Deutschland:

In der badischen Landeskirche, der ich zugehöre, geht man davon aus, dass sich im Vergleich zum Jahr 2040 die Mitgliederzahl um bis zu 20 % verringern wird. Damit steht die badische Landeskirche noch vergleichsweise gut da, andere Landeskirchen verlieren Prognosen zufolge bis zu diesem Zeitpunkt fast die Hälfte ihrer Mitglieder. Laut einer Studie von Finanzwissenschaftlern der Universität Freiburg (Stand Mai 2019), die von den Kirchen in Auftrag gegeben wurde, verlieren die evangelischen Landeskirchen bis 2060 sogar die Hälfte ihrer Mitglieder. Die Coronakrise im Jahr 2020/21 beschleunigt diesen Prozess noch zusätzlich.

Was von außen als zahlenmäßig klein werdende Landeskirchen wahrgenommen wird, bedeutet nach innen hin einschneidende Veränderungen. Verteilungskämpfe werden immer heftiger ausgetragen, ganze Arbeitsbereiche müssen zusammengestrichen oder gar aufgegeben werden. Auf die Pfarrerinnen und Pfarrer kommt eine immer höhere Arbeitslast zu: Einzelne Kirchengemeinden müssen immer größere geografische Bereiche abdecken, die Anforderungen werden vielfältiger. Zugleich müssen die Pfarrpersonen damit zureckkommen, dass bei allem Einsatz immer mehr Menschen die Kirche verlassen.

Die Studie »Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft« spricht von einem anhaltenden »säkularisierenden Driften«: Wer »in einem institutionellen Elternhaus aufwuchs, der wird mit hoher Wahrscheinlichkeit im gleichen Typ bleiben oder aber in den alternativen oder distanzierten Typus abwandern. Wer in einem distanzierten Elternhaus aufwuchs, wird in diesem Typus verbleiben – oder aber in den säkularen Typus abwandern. Und wer im säkularen Typus aufwuchs, wird mit höherer Wahrscheinlichkeit in diesem Typus verbleiben.«¹ Das bedeutet, dass der Anteil der »Etablierten« immer weiter schrumpft.

Grafik 9.10: Typenwechsel finden vor allem vom etablierten zum distanzierten und vom distanzierten zum säkularen Typ statt



Aus: Jörg Stoltz u.a.: *Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens*, Edition NZN, © Theologischer Verlag Zürich TVZ AG, Zürich 2014.

Die Veränderungen gehen nicht, wie man früher vermutet hat, vor allem in Richtung alternativreligiöser Weltsichten und Praktiken. Aus Christen werden nur in geringem Maße Buddhisten oder überzeugte Esoteriker. Die Veränderung geht hauptsächlich hin zu immer stärkerer Religionslosigkeit.

Wie reagieren die protestantischen Kirchen auf diese dramatischen Veränderungen? Ich nehme fünf Strategien wahr:

1. STRATEGIE: WEITERMACHEN WIE BISHER

Die erste Strategie ist eigentlich gar keine Strategie. Sie bedeutet schlicht: Nichts tun. Mit nichts tun ist nicht gemeint, dass die Kirchengemeinden untätig sind. Die normale Arbeit geht selbstverständlich weiter. Und in den Kirchenleitungen werden Überlegungen angestellt, wie man mit dem geringer werdenden Etat zuretkommen kann. Was jedoch nicht geschieht, ist, die Grundlagen und kirchliche Praxis einer eingehenden und grundsätzlichen Prüfung zu unterziehen. Man macht weiter wie bisher, auch wenn man merkt, dass einem die Felle davonschwimmen. Man lernt, damit zu leben, dass sich immer weniger Menschen für den sonntäglichen Gottesdienst oder das jährliche Gemeindefest interessieren.

Zusammenlegungen von Landeskirchen, Kirchenbezirken oder Gemeinden gehören für mich zu diesem Bereich. Das ist in der Regel keine inhaltliche Strategie, sondern schlicht den knapper werdenden finanziellen Ressourcen geschuldet. Die Grundsatzdiskussionen auf kirchenleitender Ebene über das Verständnis von Kirche verlaufen regelmäßig im Sand und führen zu keinerlei Konsequenzen.

Weitermachen wie bisher: Das ist für mich eine bizarre Mischung aus Trotz, Realitätsverweigerung, Angst vor Veränderungen (»Jetzt nicht noch die letzten Treuen verprellen!«), Durchhalteparolen, Hilflosigkeit, Bequemlichkeit, Überforderung und Resignation. Was einem ein wenig Trost gibt, ist, dass es anderen Institutionen (z.B. vielen Vereinen, den Gewerkschaften und der katholischen Kirche) auch nicht besser geht. Nicht wenige Pfarrerinnen und Pfarrer blicken schon sehnüchtig auf den Ruhestand, wenn sie endlich das sinkende Schiff verlassen können.

Weitermachen wie bisher führt unweigerlich zum schleichenden Tod des Protestantismus. Wer will, dass die Kirche bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.

2. STRATEGIE: KIRCHE BESSER VERMARKTEN

Nicht zuletzt aus der Erkenntnis heraus, dass ein einfaches »Weiter so« nicht weiterhilft, hat sich in den letzten Jahrzehnten der immer größer werdende Einfluss der Wirtschaft auch in den Kirchen bemerkbar gemacht. Kundenorientierung und modernes Marketing wurden in der Kirche breit rezipiert und führten zu einer neuen Strategie.

Eine bessere Vermarktung ihrer selbst und der kirchlichen Angebote scheint vielen Kirchengemeinden die Lösung zu sein, der immer stärkeren Marginalisierung zu begegnen: Eine optimierte Werbung (eigene Homepage, höhere Qualität der Gemeindebriefe), Konzipierung eines unverwechselbaren Erscheinungsbildes als Element einer Corporate Identity (z.B. eigenes Logo, individuelle Briefbögen usw.), Mitgliederbefragungen in der eigenen

Gemeinde und die Anwendung manch anderer betriebswirtschaftlicher Marketinginstrumente sollen dazu führen, dass die Kirche und ihre Angebote mehr angenommen werden.

Allerdings hat die bessere Vermarktung der protestantischen Kirche, die in den letzten Jahren mit großem Eifer durchgeführt wurde, nicht dazu geführt, dass sich ihre Situation grundlegend verbessert hat. Weiterhin treten Kirchenmitglieder in Scharen aus.

In vielerlei Hinsicht gleicht daher die Situation der Kirche folgender Geschichte: Die Einführung eines neuen Hundefutters wurde mit riesigem Marketingaufwand betrieben. Dennoch setzte es sich nicht auf dem Markt durch. Warum nicht? Das Hundefutter hat den Hunden nicht geschmeckt!

Es ist sehr fraglich, ob allein ein verbessertes Marketing das Kernproblem lösen kann: dass der Inhalt die Leute immer weniger anspricht.

3. STRATEGIE: DAS ANGEBOT DIVERSIFIZIEREN

Das Prinzip der Kundenorientierung führte dazu, dass Erkenntnisse der Milieuforschung in den Kirchen breit angewendet wurden. Die katholische Kirche steckte viel Geld in eine Sinus-Studie für ihre Mitglieder, und auch in der protestantischen Kirche wird in dieser Richtung intensiv geforscht.

Die grundlegende Erkenntnis, dass in der spätmodernen Gesellschaft die unterschiedlichen Milieus ein immer spezifischeres Profil gewinnen und die bisherige kirchliche Praxis nur noch wenige Milieus erreicht, führte in den letzten Jahrzehnten in Kirchengemeinden und

Kirchenbezirken vermehrt zu einer Verbreiterung des Angebots. Man versucht, den unterschiedlichen Milieus gerecht zu werden, und zwar durch entsprechend zugeschnittene Veranstaltungen und gleich mehreren Gottesdiensten am Wochenende und zu besonderen Gelegenheiten, man bietet thematische Seminare und Vorträge an, führt Kunstausstellungen und andere Projekte durch und offeriert unterschiedlichste Events für verschiedene Interessengruppen. Gleichzeitig versucht man, die Kommunikationskanäle zu den Mitgliedern zu verbreitern und die Mitgliederpflege zu intensivieren.

Ich bewundere Kolleginnen und Kollegen für ihre Einsatzfreude, stelle aber auch fest, dass viele Gemeinden und Bezirke diesen Aufwand selten lange durchhalten. Die Gefahr ist groß, dass engagierten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen immer mehr aufgebürdet wird und sie die Arbeitslast irgendwann nicht mehr auf sich nehmen können oder wollen. Dies passiert umso schneller, je weniger der hohe Aufwand von Erfolg gekrönt ist. Und nach meiner Wahrnehmung ist das leider oft der Fall: Weiterhin verlässt ein gleichbleibend hoher Prozentsatz von Menschen die Kirche. Und das breite Angebot wird nicht wirklich angenommen.

Solange die theologischen Grundlagen und die kirchliche Praxis nicht insgesamt auf den Prüfstand kommen und tiefergehende Erklärungen für den stetigen Mitgliedschwund der Kirche gefunden werden, bleibt Intensivierung der Bemühungen an der Oberfläche und ist nicht wirksam. Dann handelt es sich nur um eine Flucht in die Betriebsamkeit, die kurzatmig ist und schnell ins Burnout führen kann.

4. STRATEGIE: SICH AUF DIE GEFRAGTEN ANGEBOTE FOKUSSIEREN

Die Einsicht, dass Aktionismus allzu häufig Raubbau an den begrenzten Ressourcen ist, führt zu einer ganz anders gearteten Strategie: »Konzentrieren wir uns doch auf die Gelegenheiten, wo wir als Kirche gefragt sind.« Das sind zum einen die traditionellen kirchlichen Amtshandlungen Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung (die sogenannten klassischen Kasualien) sowie Amtshandlungen, die in den letzten Jahren neu hinzugekommen sind wie z.B. der immer wichtiger werdende Schulanfängergottesdienst. Neben diesen Anlässen erfreuen sich besondere Gottesdienste im Jahreslauf (vor allem die Heiligabendgottesdienste, aber auch Gottesdienste an Ostern und Erntedank) anhaltender Beliebtheit.

In der Tat scheint es auf den ersten Blick verlockend, sich als Kirche auf diese gesellschaftlich gefragten Angebote zu fokussieren. Das Selbstbild dieser kirchlichen Strategie ist das einer Serviceanstalt, die für die Wünsche ihrer »Kunden« da ist.

Ob diese Strategie erfolgsträchtig ist? Das ist die große Frage! Die anhaltende gesellschaftliche Attraktivität der klassischen Kasualien besteht zu einem großen Teil darin, dass sie entscheidende persönliche Lebensübergänge erlebbar begleiten: Die Kindertaufe steht im Zusammenhang der Geburt, die Konfirmation bildet eine wichtige Station auf dem Weg des Erwachsenwerdens, die Trauung steht am Anfang der auf Langfristigkeit ziellenden Paarbeziehung und die Beerdigung am Ende des Lebens. Eine rituelle und seelsorgliche Begleitung an diesen Lebensübergängen wird anscheinend auch in der spätmodernen Zeit als wichtig angesehen.

Diese kirchlichen Amtshandlungen, die sich an die Lebensübergänge angelagert haben, enthalten allerdings ein spezifisches inhaltliches Profil. Bei der Interpretation der Lebensübergänge setzen sie voraus, dass ihre »Kunden« bewusste Christen sind. Dazu gehört, dass bei demjenigen, der die Amtshandlung wünscht, nicht nur davon ausgegangen wird, dass der christliche Glaube in seinem Leben eine wichtige Rolle spielt, sondern auch, dass er am kirchengemeindlichen Leben teilnimmt. Das ist ganz offensichtlich bei der Taufe und der Konfirmation, in eingeschränkter Weise auch bei der Trauung der Fall.

Weil der Bezug zur Kirche allgemein und zur Ortsgemeinde immer mehr schwindet, entsteht eine zunehmend größere Spannung: Die kirchliche Sichtweise und der moderne Alltag passen immer weniger zueinander. Mit dieser Spannung muss die Kirche umgehen. Ich stelle die Tendenz fest, dass vielerorts die traditionellen Inhalte bei den Kasualien immer weiter zurückgenommen werden, um diese Spannung zu verringern. Die Taufe entwickelt sich zu einem Segensritual anlässlich der Geburt, die Konfirmation zu einer allgemeinen Adoleszenzbegleitung. Dazu passt, dass die protestantischen Kirchen die formalen Voraussetzungen für die kirchlichen Amtshandlungen immer mehr lockern. In einigen Schweizer Kirchen muss man als Taufpate nicht mehr einer christlichen Kirche angehören, auch als Eltern von Täuflingen muss man nicht mehr Kirchenmitglied sein. Auf dem Weg zu einer bedürfnisorientierten Serviceanstalt ist das letztlich konsequent.

Unabhängig von der Frage, ob dieses Handeln überzeugen kann, stellt sich die Kirche dadurch in Konkurrenz zu der wachsenden Zahl anderer Anbieter, die sich ebenfalls auf die Begleitung von Lebensübergängen spezialisieren. Die anhaltende Beliebtheit der Jugendweihe in den neuen